

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Irena Brignull**

**Die Prophezeiung der Hawkweed**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



## 1. Kapitel

Die Schuluniform – aus dem Secondhandladen und zu eng – fühlte sich wie eine Zwangsjacke an. Poppys Vater hatte schon vor geraumer Zeit beschlossen, nie mehr eine ungetragene Schuluniform anzuschaffen. Als kleines Mädchen war Poppy immer mulmig gewesen, wenn sie wieder einmal auf eine neue Schule kam. Jetzt, als Jugendliche, war ihr das alles gleichgültig. Nur die Uniform hasste sie immer – diese dumme Idee, dass man durch identische Kleidung das gleiche Ziel verfolgte, wie in einer Mannschaft oder beim Militär. *Ich seh doch aus wie ein Sträfling*, dachte Poppy verdrossen, als sie vor dem Spiegel stand. Weinrot – die hellen waren am schlimmsten. Poppy kam sich vor wie verkleidet. Aber sie wusste ohnehin, dass sie anders war als alle anderen. Keine Schuluniform der Welt würde das jemals verbergen können. Denn in Kürze würde sie auf ihre elfte Schule gehen.

Nach einer Weile fand Poppy die Schuhe endlich wieder – ganz unten in einem Karton, den sie noch nicht ausgepackt hatten. Draußen auf der Straße wirbelte der Wind Blätter und Unrat durch die Luft, und Poppy startete eine Weile hinaus und fragte sich müßig, wie lange man sie wohl auf dieser Schule dulden würde. Ein ganzes Jahr war bislang Poppys Rekord. Irgendwas lief immer

schief. Absichtlich oder versehentlich – über kurz oder lang verstieß Poppy gegen zu viele Regeln, sorgte für zu viel Unruhe oder regte sich auf und wurde wütend, und dann geschah immer ein Unheil. Wie damals, als Mrs Barker, ihre Biolehrerin, stürzte und sich das Handgelenk brach. Mrs Barker schwor, Poppy habe ihr ein Bein gestellt, und obwohl Poppy darauf beharrte, dass sie die Lehrerin nur angesehen habe, hatte dieser Vorfall den Ausschlag gegeben. Man hatte ihren Vater von der Arbeit weggeholt, und Poppy war von der Schule geflogen. Andere Schulen waren etwas dezenter vorgegangen und hatten höflich, aber entschieden, erklärt, Poppy sei hier fehl am Platz und anderswo sicher besser aufgehoben.

John Hooper, Poppys leidgeprüfter Vater, hatte bereits alles versucht. Er hatte sie auf die teuersten konservativen Internate, auf die fortschrittlichsten Ganztagschulen des Landes und einmal sogar auf eine Klosterschule geschickt. (Was gar kein gutes Ende genommen hatte: ein zerbrochenes jahrhundertealtes Buntgläsfenster und eine immens hohe Reparaturrechnung.) Am schlimmsten jedoch war der letzte Rauswurf gewesen, nach einer Serie von Bränden, die Polizei und Feuerwehr empört hatten.

Poppy erinnerte sich noch daran, wie ihr Vater aus dem Qualm hervortrat, ohne jede Hast und Eile. Sie hörte nur die schweren müden Schritte eines Mannes, der vor Enttäuschung aufgegeben hatte. Inmitten der Hitze waren seine Augen blaue Teiche, die kalt wie Eis wurden, als er Poppy sah. Auf der Heimfahrt versuchte Poppy abzustreiten, dass sie etwas mit den Bränden zu tun habe, aber ihr Vater wollte nichts davon wissen.

»Hör auf! Sei einfach still!«, knurrte er.

»Aber ich –«

Er unterbrach sie sofort. »Kein einziges Wort mehr.«

Poppy wusste, dass es ihm ernst war.

Der Rest der Fahrt verlief in unbehaglichem Schweigen. Poppy starrte aus dem Fenster auf all die Menschen, die ihrem Alltag nachgingen, und fragte sich, ob auch nur einer von denen sie jemals verstehen würde. Hatte sich irgendwer überhaupt jemals so gefühlt wie sie? Denn Poppy hatte den Alarmknopf wirklich nie berührt. Und auch die Brände nicht gelegt. Dennoch wusste sie in ihrem tiefsten Inneren genau, dass sie dieses Chaos irgendwie verursacht hatte.

Sie war frustriert, wütend und traurig gewesen ... und der verzweifelte Wunsch, dass dieser Schultag endlich vorbei sein sollte, war irgendwie aus ihr herausgebrochen. Sie hätte nur eine kleine Pause gebraucht, nur einen Moment Abwechslung – aber ehe sie sich's versah, plärrte der Alarm los. Die Lehrerin hörte mit ihren öden Prüfungsfragen auf, die ganze Klasse rannte nach draußen, und an der frischen Luft beruhigte sich Poppy nach wenigen Minuten.

»Ich gebe auf«, sagte ihr Vater unvermittelt, als sie vor dem Haus hielten, und blickte so starr geradeaus, als wolle er seine Tochter nicht einmal mehr ansehen. Beide waren so stumm und reglos wie das Auto. Dann riss ihr Vater die Tür auf und marschierte zum Haus. Drinnen holte er sofort die Koffer heraus und befahl Poppy zu packen. Und so war sie am anderen Ende des Landes in einem neuen Haus gelandet, steckte in einer weiteren unangenehmen Uniform und würde in Kürze ihre elfte Schule kennenlernen.

Ihr Vater war schon zur Arbeit aufgebrochen. Poppy und er hatten die üblichen Nettigkeiten zwischen Vater und Tochter eingestellt. Kein Küsschen auf die Wange, kein fertig gedeckter

Frühstückstisch, keine aufmunternden Worte wegen des ersten Schultags – nicht einmal ein Guten Morgen. Poppy wusste, dass ihr Vater sich anstrengen musste, um sie überhaupt noch in seiner Nähe zu ertragen. Er hatte seine neue Stelle schon angetreten, die noch schlechter bezahlt war als die letzte, weil er so kurzfristig keine große Wahl gehabt hatte. Mit jedem Umzug war ihr Lebensstandard weiter gesunken, aber noch nie hatten sie so weit entfernt von Poppys Mutter gewohnt.

Poppy hatte sich längst daran gewöhnt, dass ihre Eltern getrennt lebten. Ihre Mutter, die ständig in neuen Psychiatrien und Rehakliniken untergebracht wurde, gehörte für Poppy schon lange nicht mehr zu ihrem Zuhause. Doch bei diesem Umzug hatte Poppy das Gefühl, die Familie würde endgültig zerreißen.

Als sie in dem stillen leeren Haus ihre Schultasche packte, erappte sie sich bei dem Wunsch, ihre Mum wäre da, die sie – wie andere Mütter es tun – daran erinnern würde, keine Bücher zu vergessen und sich warm genug anzuziehen. Poppy fühlte sich sofort komplett idiotisch, weil sie sich so eine Vorstellung überhaupt erlaubte. Denn ihre Mutter würde sie bestimmt nicht vermissen – sie hatte wahrscheinlich nicht mal bemerkt, dass Poppy gar nicht mehr da war.

\* \* \*

Melanie Hooper war wach gewesen, als ihre Tochter und ihr Mann sich von ihr verabschiedeten. Die letzten Jahre hatte Melanie größtenteils dösend oder in einem durch Medikamente erzeugten Dämmer Schlaf verbracht. Aber diesmal war sie wach und trug sogar mal etwas anderes als einen Pyjama. Sie lag zwar immer noch im Bett – Poppy versuchte sich zu erinnern, wann sie ihre Mutter

zum letzten Mal aufrecht erlebt hatte –, aber die Vorhänge im Zimmer waren aufgezogen, und das Licht brachte ein wenig Hoffnung in die triste und düstere Atmosphäre.

Eine Träne rann ihrer Mutter über die Wange, als John verkündete, sie würden in den Norden ziehen. Dann wiederholte Melanie wie ein Kind Johns Worte, dass es wohl »das Beste« sei, und versprach, tapfer zu sein.

Als John hinausging, um Kaffee zu holen, nahm Melanie Poppys Hand und fragte drängend: »Was war es diesmal?«

»Ein Brand«, murmelte Poppy.

»Du kannst nichts dafür«, sagte ihre Mutter eindringlich und drückte Poppys Hand ganz fest.

Poppy stockte der Atem; die unerwartete Hoffnung, verstanden zu werden, schnürte ihr die Kehle zu. Sie sah ihre Mutter an und, nach kurzem Zögern, erwiderte sie den Händedruck. Melanies Nägel gruben sich in Poppys Fleisch, und ihre Mutter schob die Lippen vor.

»Es ist der Teufel in dir«, flüsterte sie.

Poppy zuckte zusammen, als sei sie geschlagen worden, und zog ihre Hand zurück. In diesem Moment kam John wieder herein und reichte seiner Frau ein Hochglanzmagazin, das sie begeistert in Empfang nahm. Dann erlosch die Lebendigkeit in ihrem Gesicht, und die übliche Teilnahmslosigkeit kehrte zurück.

Poppy erfuhr niemals, dass ihre Mutter in dieser Nacht tränenüberströmt erwachte und von drei Pflegekräften gebändigt werden musste.

»Mein Baby! Mein Baby!«, schluchzte Melanie verzweifelt und weinte hemmungslos, bis man ihr Medikamente verabreichte und sie einnickte.

Als Melanie einschlief, sank sie in Träume von der Vergangenheit, von einer Person, die sie kaum noch wiedererkannte ...

Eine hübsche junge Frau mit weichem blondem Haar betrachtete ihr Baby in der Wiege. Das waren sie selbst und Poppy, dämmerte es Melanie in den Tiefen ihres Traums. Stundenlang hatte sie ihr Mädchen damals angesehen. Irgendwo klingelte das Telefon, aber Melanie beachtete es nicht. Sie hatte dunkle Schatten unter den Augen, ihre Hände und Füße kribbelten, ihr Kreuz tat weh. Sie war müde – noch nie hatte sie sich so unendlich müde gefühlt.

Poppy dagegen schien niemals müde zu sein. Sie trug eine winzige rosa Jacke mit einem Häschen vorne drauf, die überhaupt nicht zu ihren dunklen wilden Augen und Locken passte, und starrte ihre Mutter unverwandt an. Erst ein paar Wochen alt war die Kleine, und auf ihrem Gesicht zeigte sich nicht das geringste Gefühl – sie wirkte komplett beherrscht und unabhängig.

Melanie schossen zahllose Gedanken wirr durch den Kopf.

*Sie ist noch so klein und braucht mich schon nicht mehr!*

*Das ist doch nicht normal.*

*Wieso liebe ich sie nicht?*

*Doch, doch, ich liebe sie natürlich!*

Und dann, schuldbewusst: *Was für eine Mutter bin ich eigentlich, dass mir überhaupt so ein Gedanke kommt?*

Der nächste Gedanke wurde laut als Schrei, gefolgt von den Worten: »Um Himmels willen, John! John!!! Poppys Auge hat gerade die Farbe gewechselt!«

Melanie sprang auf ihre halb tauben Füße, ohne das Kribbeln zu beachten, nahm Poppy aus der Wiege, hielt sie auf Armeslänge von sich weg und starrte sie an. Und wirklich: Eines von Poppys

blauen Augen war jetzt grün und wies neben der Pupille einen schwarzen Fleck auf. Schauernd legte Melanie Poppy rasch in die Wiege und wich zurück, als John in der Tür erschien.

»Was ist los, Mel? Was ist passiert?«

»John! Komm her und schau dir das an!«

Die Kinderärztin hatte es auch nicht erklären können. Ein seltsames Phänomen, wobei es durchaus normal war, dass die Augen von Babys die Farbe wechselten. Bei Poppy war das wohl nur etwas schneller und einseitig passiert. Unterschiedlich farbige Augen kamen nicht oft vor, seien aber doch sehr apart, meinte die Ärztin. Melanie lächelte matt; sie konnte nicht erklären, weshalb diese Sache sie so furchtbar beunruhigte. Die Ärztin – eine junge Frau, deren Haut und Haare so strahlend schimmerten, dass Melanie sich vorkam, als stünde sie im Schatten – machte sich Notizen.

»Schlafen Sie ausreichend? Kommen Sie überhaupt zum Schlafen?«, fragte die Ärztin lächelnd.

Melanie überlegte, ob sie die Wahrheit sagen sollte, und beschloss dann, dass sie zu erschöpft und müde war, um alles zu erklären. »Schlaf ist eigentlich kein Problem«, seufzte sie.

Doch das war eine Notlüge. Poppy störte sie tatsächlich nie. Wenn es Melanie gelungen wäre, hätte sie zwölf Stunden durchschlafen können. Das eigens angeschaffte Babyphon gab nie auch nur einen einzigen Ton von sich. Weshalb Melanie jede Nacht hellwach im Bett lag und sich nichts so sehr wünschte wie einen kleinen Laut von ihrem Baby.

Die Ärztin schrieb sich noch etwas auf. »Hat deine Mami nicht ein Riesenglück, dass sie dich bekommen hat?«, sagte sie dann zu Poppy in diesem Tonfall, in dem Erwachsene mit kleinen Kindern sprechen.



Melanie begann erst zu weinen, als sie draußen vor der Tür war.

Das war nicht ihr letzter Besuch bei der Kinderärztin, sondern der Anfang einer Reihe von Terminen, die sich in den folgenden Monaten immer mehr häuften. Poppy lächelte nie. Sie lachte auch nicht, gab keine Plappertöne von sich ... und weinte nicht einmal. Andere Mütter beneideten Melanie um so ein pflegeleichtes Kind, weshalb sie noch mehr Zweifel an sich selbst bekam. Wie sollte sie diesen Frauen denn auch erklären, dass Poppy nicht pflegeleicht war, sondern ... anders, sehr seltsam und ... nicht normal.

Melanie blickte ihrer kleinen Tochter in die verschiedenfarbigen Augen und versuchte, eine Verbindung herzustellen. Aber Poppy starrte nur zurück, ohne zu blinzeln, und zeigte nicht die geringste Gefühlsregung. Melanie liebte ihr Kind trotz allem, spürte aber mit großer Gewissheit, dass ihre Tochter diese Liebe nicht erwiderte. Woran auch eine Fülle an Babybüchern, Teddybären und Musikspielzeug nichts ändern konnte. Das Einzige, was bei Poppy irgendeine Reaktion hervorrief, waren Katzen.

Sie kamen nachts. Zunächst nur eine, dann ein paar und schließlich immer mehr. Auf Fensterbänken und auf dem Dach hockten sie und miauten den Mond an, als wollten sie Poppys Ankunft in der Welt verkünden. Als Gaben hinterließen die Katzen tote Mäuse und einmal auch ein winziges Eichhörnchen. Melanie schrie laut auf, als sie es entdeckte, und trug John auf, es möglichst schnell verschwinden zu lassen. Wenn es einer der Katzen gelang, sich ins Haus zu schleichen, sprang sie in die Wiege und schmiegte sich schützend an Poppys Kopf. Schaute Melanie dann in die Wiege, schienen die Augen ihrer Tochter zu funkeln, als sei sie beinahe fröhlich.

Immer wieder erschien Melanie mit ihren Ängsten und Sorgen

bei der Ärztin, und die nickte, machte sich Notizen, fragte erneut, wie Melanie zurechtkäme und ob sie genügend Schlaf fand – bis die junge Frau dann eines Tages ein mildes Antidepressivum und Schlaftabletten verordnete, damit Melanie diese schwierige Zeit besser verkraften könne. Zunächst wollte sie protestieren, aber das Rezept in ihren Händen fühlte sich wie eine Erlösung an. Wenn sie schon kein Heilmittel für ihr Baby finden konnte, dann wenigstens für sich selbst.

Als auf dem beigen Teppichboden in Poppys Zimmer immer wieder tote Fliegen lagen, schwarz und so trocken, dass sie knackten, wenn man auf sie trat, schrie Melanie nicht, sondern holte den Staubsauger. Wenn Poppy ihren Puppen sonderbare Zeichen auf den Bauch malte oder die Wasserhähne auf- und zudrehte, obwohl sie in ihrem Babystuhl festsaß; wenn sie Liedchen summete, die Melanie noch nie gehört hatte, die aber Spinnen dazu brachten, riesige Netze vor den Fenstern zu weben, fein wie Spitzentücher; wenn Poppy so schrille Schreie ausstieß, dass die Gläser zersprangen – dann schluckte Melanie einfach nur die nächste rosa Pille gegen ihre Verstimmung.

John versuchte, dagegen anzugehen. Er bat und bettelte, er wurde wütend und tobte, er weinte vor Verzweiflung.

»Sie ist nicht unser Kind«, wiederholte Melanie immer wieder aufs Neue. »Sie gehört nicht zu uns.«

John schlug gegen die Wand und rief dann einen Arzt. Ein Krankenwagen holte Melanie ab, und nach monatelanger Behandlung kehrte sie frisch und munter und erholt zurück. Es dauerte jedoch nie lange, bis sie erneut zusammenbrach.

»Wo ist *unser* Kind?«, schrie sie dann. »Was ist aus *unserer* Tochter geworden?«

Die Ärzte diagnostizierten eine schwere postnatale Depression und sagten John, er müsse den Zustand seiner Frau sehr ernst nehmen und ausgesprochen geduldig mit ihr sein. John bemühte sich nach Kräften, aber weil seine Frau ihren Verstand verlor, verlor John auch seine Zukunft, und er konnte seinen Zorn nicht mehr zügeln. Als er Melanie anbrüllte, sie sei doch »verrückt geworden«, sah Poppy, die inzwischen ein Kleinkind war, ihren Vater mitleidig an. Als er für Melanie den Koffer packte und ihre Kleider hineinglegte, brachte Poppy ihm das Buch, das ihre Mutter gerade las, ihr Parfum und ihre Handcreme. Dinge, die er tatsächlich vergessen hätte.

Es dauerte nicht mehr lange, dann waren Poppy und er nur noch zu zweit.